

(Nachdruck verboten.)

25]

Drauf los!

Roman von Jonas Lie.

Am gleichen Nachmittag wurde der versammelten Mannschaft mitgeteilt, daß „Zuhl“ zu dem Posten und der Gener eines Unterfernermannes an Bord des „Alert“ befördert sei, aus welchem Anlaß auf der Deck Brod gegeben würde.

Es war Nejer's Abschied vom Matrosentum.

„Merkwürdig genug,“ sagte Bootsmann Torgersen, welcher die Rede hielt, „es ist nicht einer hier, dem nicht schiene, als ob Nejer Zuhl gleichsam . . . gleichsam aufs Wasserdeck gehöre. . . Ich habe es schon damals gemerkt, als er an Bord kam!“

„Wir alle . . . wir alle!“ tönte es im Chor der Gasten.

— „Hurra, Steuermann Zuhl!“

„Ich nicht!“ lachte der Göttheborger. „Als er mit seiner Kanonkiste an Bord kam, war er recht klobig; — seitdem er uns aber in Montreal aus der Nooswand herauschnitt, dachte ich mir, er verdiene Kaperschwiff zu werden! Kaperschwiff, und nicht ein Zota weniger!“

Wenn Nejer schon früher auf den Freiwachen die Zeit benützt hatte, Navigationsaufgaben zu studieren und auszurechnen, so geschah es nun, da er einen gesonderten Verschlag besaß, in den er sich flüchten konnte, und da er an den täglichen praktischen Observationen teilnehmen mußte, mit vermehrter Kraft, — er fühlte den Drang, möglichst bald seiner Stellung ganz gewachsen zu sein.

Obgleich Steuermann Lind nicht der Mensch war, der über dergleichen viele Worte verlor, so erriet Nejer dennoch, daß er ihm diesmal beim Kapitän einen wahrhaft kameradschaftlichen Dienst erwiesen. Und so etwas behielt Nejer im Gedächtnis, — vielleicht kam einmal der Tag, an welchem er beweisen konnte, daß er auch nicht einen Freund zu verlassen pflegte, der in der Klemme steckte!

Lind saß auf der Bank vor der Kajüte und rauchte und guckte zu den Sternen hinaus. Nejer ging auf dem Verdeck vor ihm auf und ab; es war noch zu schwül für die Kojen. Manchmal fiel ein Wort zwischen ihnen. Lind stellte melancholische Betrachtungen darüber an, daß sie nun auf der andern Hälfte der Erdkugel waren, und Nejer antwortete immer nur mit „Ja“.

„Sich zu denken, daß wir vor noch nicht drei Monaten zu Hause im Schnee wateten!“ rief Lind.

„Ja wohl, — sonderbar genug!“

„An jenem Morgen nach dem Ball bei Singdalsen . . . es war kalt und klar und . . .“

Nejer blieb plötzlich vor ihm stehen.

„Heute flogen uns eine Zeitlang zwei Albatrosse im Kielwasser nach!“ sagte er.

„So! — und die dünne Eissrinde, die nicht recht tragen wollte . . . Der Kanonier ging mit seinem Stelzfuß natürlich mitten auf dem Trottoir und ich mußte auf der vom Schneepflug aufgeworfenen Furche bleiben, wenn ich nicht neben der Tochter halten wollte . . .“

„So! — Im Flug sind diese Vögel doch unglaublich schön . . . weiß, mit langen schwarzen Flügeln . . .“

„Ja freilich! Hast Du nie dergleichen vorher gesehen? Wir werden bald genug davon zu Gesicht bekommen . . . Aber, weißt Du, wie ich dort oben durch den Schnee ging und jeden Augenblick bis ans Knie versank . . . und sie lachte . . . da hatte ich meinen Verdacht, sie gehe nur deshalb so hart am Rand, um mich auf die andre Seite des Kanoniers zu manövrieren, damit ich im Lee des Stelzfußes abiriste . . . Da sie aber merkte, es sei vergeblich, wurde sie vernünftig und ließ mir Platz . . .“

„So?“ — Das Erscheinen der Albatrosse bedeutet wohl, daß wir nicht mehr weit bis zum Kap haben, nicht, Steuermann?“

„Ja wohl, obgleich sie jetzt Hunderte von Meilen aufs Meer hinausflogen . . . Aber, was ich sagen wollte . . . Du kamtest ja die Kanonierschen?“

„Allerdings!“

„Standest im Schuppen und hacktest Holz? Das war auch ein Einfall . . . Wenn ich das geahnt hätte, würde ich Dir natürlich gleich Dein Geld gegeben haben, wie Du Dir denken kannst . . . Auf diese Art hast Du sie wohl täglich gesehen?“

„Wen?“ fragte Nejer verdrießlich.

„Sara, die Tochter, selbstverständlich! Wie war sie . . . im Hause, meine ich . . . wo sie all diese Kanonenpfropfe von Stiefgeschwistern zu warten hatte?“

„Ach, ich gucke den Leuten nicht in die Töpfe; — davon habe ich in der Kanbüse genug gehabt!“

„Aber Du sahst doch wohl, was für eine Figur sie hat? Nicht bloß, wie Du etwa eine steife Jungfrau in Papier ausschneidest, schmal um die Taille und so weiter . . . sondern eine ordentliche . . . Hals, Nacken, Schultern, die einem den Atem rauben könnten . . . und gar die Augen . . . Es war Gewalt . . . Gewalt in ihnen . . . die Gewalt der Schönheit! Genug, um den Hut zu streichen und das Bramssegel zu fieren!“

„Ach, Steuermann, Sie haben schon so viele Güte und Mühen vor der Gewalt der Schönheit gestrichen, wie mir scheint . . .“

„Wir fliegen alle ums Licht, Zuhl!“ antwortete er nachsinnend, „aber . . . diesmal, glaube ich, hat sich Steuermann Lind ernstlich verbrannt.“

Nejer ging auf und ab.

Wollte der erste Steuermann nicht bald unter Deck? So spät in der Nacht und noch nicht in die Kojen? Es war ja ganz unerträglich, all das anzuhören und darauf noch Antwort zu geben! Er fühlte, daß er sich nur noch mühsam beherrschte . . .

„Und dann hast Du niemals auf Erden ein so schlagfertiges Weib getroffen, Zuhl . . . Das zeigt, wie prächtig und stolz sie im Innerbord . . . ich meine, in der Seele . . . ist!“ begann Lind aufs neue.

„Ich möchte wissen, ob der Ausguck schläft, — nicht eine Meldung die ganze Nacht!“ brüllte Nejer und lief auf die Deck vor; er hätte Lust gehabt, eine Handspate zu nehmen und alles niederzuschlagen, was ihm begegnete!

Lind war hinabgegangen, und Nejer wanderte umher in der glanzvollen Nacht — die Sterne, am Himmel hängend, als seien sie im Begriff, herabzutropfen, und Phosphorschein über die ganze See gebreitet; das Steueruder ging durch fließendes Feuer, und der Kiel zog leuchtende Furchen durchs Wasser.

Aber es wäre eine falsche Behauptung, daß er etwas von all dem gesehen.

Also meinte es der erste Steuermann mit seiner Werbung um Sara Rørdam ernst! Es war vergebens, sich darüber täuschen zu wollen. So, accurat so, stand es nun einmal!

Er, Nejer, hatte die Wahl, mit Lind um sie zu kämpfen oder — sich für ihn zu opfern . . . geradehin zu opfern . . . sie aufzugeben . . . sie zu vergessen suchen . . . es ganz aus dem Gedächtnis zu streichen, daß er sie jemals gesehen, je mit ihr gesprochen und so von ihr Abschied genommen. . .

Er sah ihre Gestalt, ihr Gesicht vor sich — aber er wies das Bild ab.

War Lind sein Freund oder war er nicht sein Freund? Hatte derselbe sich als sein guter Kamerad gezeigt in all diesen Jahren oder hatte er es nicht? Sprach er zu ihm nicht von ihr mit allem Zutrauen? Wer einen solchen Kameraden verließ, der war ein Lump!

„Ja, mein lieber Nejer Janzen Zuhl, — es kostet etwas, wenn man sich in gleiche Linie stellen will mit Männern, welche eine breite Brust haben. . .“

„Und weißt Du, was sie mir am letzten Abend sagte, den ich beim Kanonier zubrachte?“ nahm Lind beim nächsten Male wieder auf. „Wenn ich heimkomme, sind Sie längst verheiratet, Jungfrau!“ scherzte ich.

„Ich? Weshalb sollte ich heiraten? All die Arbeit auf mich nehmen! Als ob ich nicht genug hätte an diesen hier!“ Sie deutete auf die Kanonenpfropfe. „Ich danke schön, der Weg gehe ich nicht!“

„Hätte sie nicht das geantwortet . . . nicht so ent-

schieden, — ich glaube, ich hätte damals nicht das Haus verlassen, ohne sie zu fragen, ob sie Madame Lind werden wolle. . . um mich nämlich sicher zu stellen! So aber dachte ich mir, man müsse es sich doch überlegen; ich bin schon vorher manchesmal verliebt gewesen und habe mir auch so manches gedacht! Und sie sagte es so ruhig und stolz, daß ich nur lachte und erwiderte: „Nur nichts verschwören, Jungfrau; unversehens kommt oft!“ Da blickte es in ihren Augen förmlich, so ernst meinte sie es!

„Ich denke mir aber manchesmal, ob ich nicht dennoch dumm war. . . Jetzt könnte es abgemacht sein. . . Was meinst Du dazu?“

„Was in Teufels Namen soll ich dazu meinen, Steuer-
mann?“

Nejer wich von nun an so viel als möglich solcherlei Unterhaltungen aus. Bald gab es auch mehr Abwechslung im Wetter und im Schiffsleben, denn man näherte sich Kapstadt.

Der „Mert“ war die Tafelbai entlang nach Kapstadt gegangen, hätte hierauf den Rest seiner Stückgutfracht in Port Elisabeth ausgeladen und lief nun nach einer frischen Fahrt bei klarem, wolkenlosem Himmel in Port Louis auf St. Mauritius ein. Die Insel war mit ihren Bergformen und ihrer Vegetation, ihren Plantagen und Landhäusern und schließlich mit der Stadt selbst wie eine Vision aus dem spiegelglatten blauen Meer emporgestiegen.

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grotte wih.

Es giebt in der lebenden Natur eine eigenartige Erscheinung. Man nennt sie Dimorphismus. Eine Pflanze oder ein Tier tritt in zwei verschiedenen Gestalten auf. Das ist nun freilich nicht so zu verstehen, als ob sich ein und dasselbe Individuum verwandeln und bald diese, bald jene Form annehmen könnte. Vielmehr bezieht sich der Vorgang, wie meistens in solchen Fällen, auf die ganze Art. Diese enthält Wesen von zweierlei Gestalt, die aber alle von gleichartigen Eltern abstammen. Ein Beispiel wird dies veranschaulichen. Vom alswechselnden Knäuterich bekommen die Exemplare, die im We-
er wachsen, langgestielte, kahle Blätter, die auf der Oberfläche schwimmen. Dagegen wachsen diejenigen Individuen, welche am Ufer auf festem Boden stehen, aufrecht in die Höhe, und ihre Blätter sind kurzgestielt und tragen eine steife Behaarung. Daß beide Sorten von Individuen zu einer Art gehören, das geht ganz unzweifelhaft daraus hervor, daß aus dem Samen eines und desselben Knäuterich-exemplars zweierlei verschiedene Individuen hervorgehen, je nachdem der Samen im Wasser oder am Uferande hervorwächst. Der ortswechselnde Knäuterich tritt also in zweierlei Gestalt auf. In am Meeresstrande zeigt er noch ein andres Aussehen. An vielen andren Lebewesen, besonders an Pflanzen, hat man eine solche doppelte oder mehrfache Form bei einer und derselben Art beobachtet. Gewöhnlich hat man dabei nur eine Zweizahl von Gestalten gefunden und darum die Erscheinung Dimorphismus genannt. Diese ist nun aber wahr-
scheinlich viel häufiger, als man bisher annahm. Die Beobachtungen, welche jüngst Franz Krafan in „Englers bot. Jahrbüchern“ über die Polymorphie der Pflanzen veröffentlicht hat, geben der erwähnten Erscheinung eine viel größere und auch theoretisch sehr wichtige Bedeutung. Der Forscher fand, daß eine Reihe von Pflanzen, wenn sie an verschiedenen Orten ausgesät wurden, zweierlei Formen ergaben, die bisher sogar als zwei verschiedene Arten betrachtet worden sind. Wenn Samen der Feldknautia, eines violettfarbigen Storbütlers, an einem Waldrand ausgesät wurde, wo Knautia pannonica wuchs, so entstanden aus den Samen Pflanzen der letzteren Art. Beide bisher als verschiedene Arten betrachtete Formen müssen also nur zwei verschiedene Vertreter einer und derselben Art sein. Ebenso entstehen aus Samen des Hundsviehlens Exemplare von Mivins Weihen. Das Hundsviehlchen wächst an lichten Orten, an schattigen dagegen steht stets Mivins Weihen. Wenn nun ein Nadelwald, in dem dieses letztere vorhanden ist, durch Kahlschlag eines Reviers eine Lichtung erhält, so tritt in den folgenden Jahren das Hundsviehlchen in Menge auf. Es ist ausgeschlossen, daß dieses in so reicher Anzahl und in so kurzer Zeit von Tieren oder durch den Wind an jene lichte Stelle hingebacht worden wäre. Es müßten vielmehr aus den Samen Individuen einer andren Art oder wenigstens einer Pflanze, die bisher als selbständige Art angesehen worden war, hervorgegangen sein. In gleicher Weise konnte Krafan noch Dimorphismus bei einer Reihe von andren Pflanzen konstatieren. Es kann aber gar kein Zweifel sein, daß es solcher Fälle noch außerordentlich viele giebt und daß darum die Zahl der Pflanzenarten wahrscheinlich um ein bedeutendes verringert werden müßte. Wie viele mögen nur dimorphe Seitenstücke zu andren Arten sein.

Man hat bisher streng unterschieden zwischen Dimorphismus und Abart. Die Abart kann nicht in die Stammform zurückkehren, wenn sie auch auf denselben Boden, überhaupt in dieselben Lebensbedingungen gebracht wird wie die letztere. Dagegen kann bei dimorphen oder polymorphen Arten jederzeit die eine oder die andre Form entstehen, welche gerade dem betreffenden Standort entspricht. Nun haben wir aber gerade in der letzten Zeit öfters Fälle kennen gelernt, — und das jüngst erschienene Werk Hugo de Vries' „Die Mutationstheorie“ bringt deren eine ganze Reihe — Fälle, in denen aus Arten plötzlich ausgeprägte Abarten entsprangen. Es gingen aus denselben Stammarten bei einer bestimmten Kultur immer wieder dieselben Abarten (oder Arten) hervor. Darauf hat de Vries weniger Nachdruck gelegt. Ihm kam es in seinem Buche hauptsächlich darauf an, die Entstehung neuer Arten auf experimentellem Wege geschehen zu lassen. Er erhärtete damit auch die bereits von andrer Seite geäußerte Ansicht, daß neue Arten plötzlich entstehen. Es ist de Vries nicht gelungen, den Prozeß der Entwicklung neuer Formen zu erklären. Aus seinen Angaben geht aber hervor, daß es die neuen Lebensbedingungen waren, infolge deren eine neue Varietät oder Art entstand. Hierin ist aber eine Brücke gegeben zum Dimorphismus. Auf bestimmten Standort wächst eine bestimmte Form der Art auf, bei dimorphen Species sowohl wie bei der Variation oder Mutation, wie de Vries die plötzlich auftretende, ausgeprägte Formen hervorbringende Variation nennt.

Es ist nun sehr auffällig, daß de Vries trotzdem nicht in der Veränderung der Lebensverhältnisse die wirklichen definitiven Ursachen der Artenbildung sucht, sondern daß er an eine innere Anlage glaubt, infolge deren die neue Form hervortritt. Auch Franz Krafan ist der Meinung, daß die in der Pflanze ruhenden Anlagen es sind, welche bei dimorphen Arten die eine oder die andre Form entstehen lassen. Der Boden, überhaupt die Lebensbedingungen, sind nur der Weg, der die Anlagen aktiv werden läßt. Die Variation ist, wie er sagt, ein lange voraus im Organismus vorbereiteter Akt. Er fand nämlich, daß sich manche Arten zwar durch Wechsel des Standorts in andre Arten überführen lassen, daß aber die letzteren sich nicht immer auch wieder in die ersteren zurückverwandeln lassen. Daraus folgert er aber, daß es nicht die Lebensbedingungen sein können, welche die entscheidende Rolle bei der Entstehung von Varietäten spielen. Das ist aber offenbar ein Trugschluß. Denn wenn neue Lebensbedingungen ein Tier viel-
leicht zur Ausbildung schneller Gliedmassen genötigt haben, so braucht es, in die alten Verhältnisse zurückgekehrt, die gewonnene Fähigkeit keineswegs zu verlieren. Die Geschwindigkeit der Bewegung kann ihnen auch in den alten Verhältnissen nützlich sein, wenn sie ihnen hier auch nicht durchaus unentbehrlich ist. Es liegt deshalb keine Ursache vor, das Tier wieder in die alte Form zurückzuwandeln. So kann es auch mit den Pflanzen sein, die Krafan erwähnt. Wir wissen ja nur in den wenigsten Fällen, wie die Verhältnisse mechanisch auf den Organismus wirken. Es ist aber doch natürlicher, eine Formänderung der Wesen durch den Einfluß neuer Verhältnisse anzunehmen, als an eine innere Anlage zu glauben, von deren Wirksamkeit sich doch niemand ein Bild machen kann und die im letzten Grunde doch viel Ähnlichkeit mit der alten Lebenskraft hat, die man früher zur „Erklärung“ der Lebenserscheinungen annahm.

Dagegen spricht H. v. Wettstein in seinen descendenz-theoretischen Untersuchungen der Lebensbedingungen die entscheidende Veranlassung zur Entstehung neuer Arten zu. Auch er ist besonders durch die Erscheinung des Dimorphismus zu seiner Ansicht gelangt. Es ist ein sehr merkwürdiger Dimorphismus, den Wettstein vor Jahren bereits entdeckt und jetzt an weiteren Pflanzenarten beobachtet hat. Auf Wiesen giebt es viele Pflanzen, die gewissermaßen eine Frühjahrs- und eine Sommerform besitzen. Das ist aber wieder so zu verstehen, daß eine Art im Frühjahr vor der Wiesenmaße ihre Vegetationszeit vollendet, während eine andre, aber im übrigen sehr ähnliche Art erst nach der Mahd blüht und fruchtet. Diese Erscheinung nennt H. v. Wettstein Saison-Dimorphismus. Sie kommt unter andern bei den Gattungen Guzman, Wachtelweizen, Labkraut, Hauhechel, Glodenblume vor. Wettstein denkt sich nun die Entstehung der saison-dimorphen Arten folgendermaßen. Der Mensch griff durch das Mähen der Wiesen in den Vegetationslauf der Pflanzen ein. Es konnten also die Pflanzen entweder nur vor der Mahd oder nachher ihr Ziel, die Fruchtbildung, erreichen. Dadurch wurden manche Arten, die früher vielleicht das ganze Jahr über geblüht oder nur zu einer bestimmten Zeit geblüht hatten, in zwei verschiedene Arten gespalten. Ursprünglich waren es nur gewisse Individuen derselben Art, welche im Frühjahr, und andere Individuen eben derselben Art, welche im Hochsommer fruchteten. Durch den Zchnitt der Wiesen, der Jahr für Jahr wiederholt wurde, gewöhnte sich jedoch die erste Gruppe von Individuen an das frühe Fruchten, sie vererbte diese Gewöhnung, und so entstand eine eigne Art. Die andre Gruppe von Individuen vererbte ebenso das späte Fruchten auf ihre Nachkommen, und so entstand eine zweite, der ersten aber im übrigen sehr ähnliche Art. H. v. Wettstein hält nun trotzdem, gleich H. de Vries, an der Wirkung der natürlichen Zuchtwahl fest, aber er schreibt dieser nur eine letzte fixierende Rolle zu. Die saison-dimorphen Arten entstehen durch direkte Anpassung an ihre Standortverhältnisse, das heißt ungefähr so viel, daß die letzteren einen bedeutenden Einfluß auf das Werden der betreffenden Species ausüben. Er schaltet jedenfalls, wiederum gleich H. de Vries, die allmähliche Variation

Darwins aus. Die einmal entstandenen Formen besiegelt die natürliche Zuchtwahl, aber der Akt der Entstehung selbst vollzieht sich durch die direkte Anpassung, durch die Macht der Lebensbedingungen.

Noch entscheidender für den direkten Einfluß der Umgebung sprechen die Experimente des Züricher Forschers Standfuß, die dieser seit zehn Jahren im Aufschluß an Weismann angestellt und jüngst in einer französischen Fachzeitschrift bekannt gegeben hat. Weismann hatte gefunden, daß die Temperatur einen verartigen Einfluß auf Schmetterlingspuppen hat, daß aus ihnen die verschiedensten Formen hervorgehen können. Standfuß hat diese Versuche in großen Maßstabe fortgesetzt, und es ist ihm gelungen, eine Reihe von Abarten, die in verschiedenen Ländern thatsächlich existieren, künstlich zu erzeugen. So entwickelte sich die Puppe des bekannten kleinen Fuchses, wenn sie ihre Entwicklung in einem Eisfahne bei 4 bis 6 Grad durchmachte, zu einer Polarform, wie sie in Lappland und andern nördlichen Gebieten vorkommt. Aus andern Puppen derselben Schmetterlingsart konnte bei Einwirkung einer hohen Temperatur eine farbenprächtige in Korsika und Sardinien einheimische Varietät erzeugt werden. Man kennt auch in der Natur gerade bei den Schmetterlingen den Saison-Dimorphismus. Es giebt hier ebenso wie bei den Pflanzen Doppelarten, die bei großer Nehmlichkeit doch zu verschiedenen Jahreszeiten auftreten. Solche saison-dimorphe-Arten konnten nun ebenfalls künstlich durch Einwirkung verschiedener Temperatur hervorgerufen werden. Es geht auch daraus wiederum hervor, daß der Dimorphismus recht deutlich den Prozeß der Artenentwicklung veranschaulicht. Verschiedene Standorte, Wohnorte, verschiedenes Klima, überhaupt verschiedene Lebensbedingungen rufen unmittelbar und individuell, das heißt, nicht erst im Laufe der Generationen, dimorphe Arten hervor. Was aber für die dimorphen Arten gilt, sollte das nicht auch ganz allgemein überhaupt für die Entstehung der Arten gelten? Bei den ersteren wird uns nur der Vorgang sehr deutlich, weil er eine sehr auffallende Erscheinung ist. Im allgemeinen dagegen läßt sich der Einfluß der äußeren Verhältnisse nicht so deutlich nachweisen, oder wenigstens auf das Individuum nicht. Darwin hat uns zu sehr daran gewöhnt, alle Veränderung in der organischen Welt als einen kaum merklichen Prozeß anzusehen, der erst nach langen Zeiträumen erkennbar ist. Nach den von allen Seiten herbeigebrachten Beispielen ist aber gar nicht mehr daran zu zweifeln, daß Veränderungen in der Lebensweise ohne weiteres sogleich beim einzelnen, aufwachsenden Individuum große Formveränderungen veranlassen können.

Nun stehen sich heute noch zwei Anschauungen entgegen. Die eine schiebt alle Veränderung auf eine innere Anlage und die Umgebung giebt nur den Anlaß, die Anregung dazu, daß die Anlage in Wirksamkeit tritt. Die andre Anschauung dagegen schreibt der Umgebung den entscheidenden Einfluß zu. Es wird beiden Meinungen obliegen, weitere und deutlichere Beispiele herbeizuschaffen. Jetzt liegt die Sache ähnlich wie bei der Erklärung des Lebens. Die einen wollen alle Lebenserscheinungen auf mechanische Ursachen zurückführen, die andern wollen für die bisher noch unerklärten andre noch unbekante Kräfte in Anspruch nehmen. Bisher war der Fortschritt immer auf Seiten derer, die für irgend eine Lebenserscheinung die physikalischen oder chemischen — also im letzten Grunde, mechanischen — Ursachen entdeckten. Die Anlage im Innern des Organismus ist aber auch solch eine andre unbekante Kraft. Ihr müßt eben daran glauben, sagte unser Religionslehrer. —

Kleines Revillon.

— Etwas über Albinismus. F. V. Mille r schreibt in der Zeitschrift „Der Weidmann, Blätter für Jäger und Jagdfreunde“ (Wramschweig. Verlag von Albert Limbach): Der bayerische Forstassessor R. in Z. (württembergische Grenze) erzählte mir in diesem Sommer, daß er heuer längere Zeit hindurch eine völlig weiße Schwabe bemerkte, welche ganz auffallend unter der Schar ihrer Flugübungen abhaltenden Artgenossen abstach. Einmal betrachtete mein Gewährsmann diese Schwalbe, als sie auf einem Telegraphendraht saß, eingehend mit dem Fernglas; er konnte dabei kein schwarzes Federchen entdecken, aber auch nicht mit Bestimmtheit konstatieren, daß dieses Exemplar die Kennzeichen eines echten Albino, nämlich rote Augen, gehabt habe. Auch „Wild und Hund“ brachte in diesem Jahre mehreremals Notizen über beobachteten Albinismus bei der Schwalbe. Im „Zoologischen Garten“ 1894 erzählt O. Stude in einem Artikel „Ueber Albinismus in der Vogelwelt“ einen weiteren Fall. „Ein anderer Albino“, sagt er, „war eine Schwalbe, und es war ein hübscher Anblick, wenn der Vogel blitzschnell die sonnige Luft durchschnitt. In geringer Höhe an einer Stallwand befand sich ein Schwalbennest, und als die Jungen bald flugbar waren, bemerkte ich öfter, wie ein ganz weißes Köpchen aus dem Einflugloch hervorkam. Ich nahm mir nun eine Leiter, und als ich ins Nest schaute, da lag darin ein weißes Schwälchen neben zwei gewöhnlich gefärbten Geschwistern; behutsam nahm ich das Tierchen heraus und betrachtete es genau: Das Gefieder war ganz weiß und die Augen erschienen rötlich. . . . Nach einigen Tagen hatte ich die Freude, den Albino fröhlich mit den andern Schwalben sich in der Luft tummeln zu sehen. Den ganzen Sommer hindurch bis zum Fortzuge konnten wir das Tier

beobachten, aber im folgenden Frühling kam es nicht wieder; wahrscheinlich ist es den vermehrten Gefahren, denen es durch seine auffallende Färbung ausgesetzt war, unterlegen.“

Uebrigens finden sich Albinos bei den verschiedensten Vogelarten. Die zoologische Sammlung in der alten Akademie zu München (Neuhausstraße) enthält eine reichhaltige Kollektion von Vogel-Albinos. Am häufigsten scheint der Albinismus bei den Spazern anzutreten, doch habe ich seit drei Jahren keine derartige Abnormität mehr beobachtet. Der Albinismus wird immer eine seltene Erscheinung bleiben, denn erstens haben die den Albino-Charakter tragenden Individuen die meisten Chancen — gefressen zu werden (man denke an die Tauben, unter denen der Habicht sich regelmäßig die am auffallendsten gefärbten wäscht), und zweitens scheint diese Abnormität nur in geringem Maße erblich zu sein. Zum erstern Punkt möchte ich erwähnen, daß der Wenigste der gefährlichste Feind der Albinos ist: Wo ein auffallend gefärbter Vogel sich zeigt, gleich wird ihm auf alle mögliche Art nachgestellt; hinter dem „weißen Raben“ ist das Geier der Jäger her, der weiße Spatz wird im Dorf verfolgt, bis ein glücklicher Schicksal ihn endlich erlegt. Im ersteren Falle kommt der Name des Nimrods in die Jagdzeitungen, im letzteren wird er im Lohblatt genannt.

„Die ornithologischen kleineren Geschöpfe“, sagt Staats v. Bacquants Geozelles im „Zoologischen Garten“ 1892, „sind stets arg von Feinden bedrängt, dem Albinismus und sonstige von der Norm abweichende Färbungen sind gegen die Regeln, gegen den Willen der Natur. Die Natur will „Anpassung an die Umgebung“, — und handelt ein Organismus, ein Individuum plötzlich läßt dagegen, so betrachtet sie dieses Beginnen als das, was es ist: als etwas Krankhaftes, und hat stets ihr Messer bereit, dieses Krankhafte mit raschem Schritte zu entfernen. Sie hat zu ihren Korrektoren in dieser Hinsicht die vierfüßigen und fliegenden Raubtiere erwählt und ausgesandt, und wenn der unterirdische Finstlerling Maulwurf sich hier (Kreis Hameln) seit sicher 60 Jahren als Albino gehalten und seine farblose Haut und Haare gewiß weitervererbt hat, so dürfte eine Leiche, also ein der angepaßten, ergo schickenden Färbung so sehr bedürftiges Tier, sich als Albino gewiß nicht durch lange Jahrzehnte weitervererben oder konstant erhalten.“

Daß sich Albinismus auch bei den Vögeln vererbt, hat der soeben citierte bekannte Forscher an derselben Stelle nachgewiesen, indem im Kreise Hameln mehrere Jahre weiße Haubenlerchen beobachtet wurden. Einen gegenteiligen Fall, in welchem sich diese krankhafte Erscheinung nicht vererbt hat, erwähnt O. Stude. Er erzählt, daß im Gouvernement Kursk im Sommer 1891 in einem Volk Rehühner vier weiße Exemplare gesehen und von dem verständigen Jagdhaber fortan genau beobachtet und pekuniär geschont wurden. Nur eines überlebte jedoch den Winter, die übrigen drei entgingen nicht dem Tode durch Raubzeng, dem sie durch ihre fatale Färbung verfallen waren. Das Ueberlebende war eine Henne, die dem auch später auf dem Gehege wieder gesehen wurde. Aber von den zwölf ausgefallenen Küken zeigte keins eine abnorme Färbung, sondern alle behielten ein gewöhnlich gezeichnetes Gefieder. Leider wurde die Henne im Herbst von einem jungen Schützen, der nach bekannter Aufangermanier „in die Wollen“ hielt, „verlehenlich“ erlegt, und so die Möglichkeit der Beobachtung abgeschnitten, oder nicht in einer späteren Generation unter den Nachkommen dieses Rehuhns vielleicht doch wieder ein Albino aufgetaucht wäre.

Schließlich möchte ich an die Leser, in deren Revier einmal ein Albino gesehen wird, die Bitte richten, die betreffende Exemplar nicht „der Wissenschaft wegen“, wie man so gern sagt, zu schicken und (das ist noch der günstigste Fall) den Weg zum Präparator wandern zu lassen, sondern es zu schonen und zu beobachten, oder sich die Abnormität vererbt. Denn mit dem Feststellen der längst bekannten Thatsache, daß Albinos bei allen Tieren vorkommen, ist der Wissenschaft nicht gedient, wohl aber damit, daß in angebotener Weise weitergeforscht werde. —

Musik.

Carl Mengeweins „Frühlingsfeier“ ist ein anmutiges und interessantes Werk, dem man Unrecht thun würde, wollte man es zu den großen Neuschöpfungen rechnen. Man kann gute Kantaten, also lyrische Stücke für Instrumente (meist Orchester) und Gesang (meist Soli und Chor), gut brauchen. Im 17. und 18. Jahrhundert häufig, sind sie später seltener geworden, werden aber ihr Recht wohl immer behalten als Mittel zum Ausdruck einheitlicher Stimmungen durch eine größere Vereinigung musikalischer Kräfte. Der Komponist, als Seele des „Oratorienvereins“ und der Konzertevereinigung, „Madrigal“ wohlverdient und von uns bereits mehrmals gewürdigt, brachte sein neues Opus (78) an einem Abend des „Ausschusses zur Veranstaltung von Volksaufführungen“ zu Gehör. In dieser Vorführung lag jedenfalls ein gutes Stück Arbeit; eine noch bessere, etwa durch den philharmonischen Chor und durch die zu diesem gehörigen Kräfte, würde dem Werk immerhin zu gönnen sein. Seine Stärke liegt in dem Wohlklang der Chöre, z. B. dem: „Kränzet mit lieblich grünenden Maie“ und dem: „Traum der Jugend“; die motivische Erfindungskraft steht dahinter zurück, und manche Themen, wie z. B. das der Schlusstelle, erheben sich kaum über die Höhe an Schulbeispielen. Manche hübschen harmonischen Wendungen, manche Stellen eines kräftigen Ausdrucks und dankbare Partien für Solo-

gesang tragen dazu bei, daß das Werk im ganzen namentlich für festliche Zwecke empfohlen werden kann.

In eine andre Welt führen uns die im engeren Sinn so genannten „Philharmonischen Konzerte“ (die „großen“). Es ist wirklich bewundernswert, wie sich deren Leitung auf einem hohen großindustriellen Niveau erhält. Wie sicher versteht sie es, das des Weifalls der musikalischen „Gesellschaft“ Gewisse und bereits Bewährte vorzuführen! Da giebt es schwerlich ein Berechnen und bestimmt kein Einlegen des eignen Mistos für etwas, das nur eben ideal wertvoll wäre. Der Defizient braucht sich auch nachgerade nicht aufzuringeln, nachdem er die gleichbleibende Eigenart dieser Konzerte ein oder das andre Mal gekennzeichnet hat. Doch es scheint nicht überflüssig zu sein, auch derartiges Gesagte zu wiederholen oder schärfer zu fassen. Arthur Nikisch gehört zu den meistbewundernswürdigen Dirigenten. Es würde von Wert sein, seine Vortragsweise einmal in einem weiteren Rahmen als dem unsrigen an der Hand einer Diskussion über „musikalisches Vortragswesen“, wozumöglich mit dem schon neulich erwähnten Mittel „phonographischer Festhaltung“, zu prüfen, beispielsweise bezüglich des „Allegretto scherzando“ der im 1. Konzert gespielten 8. Sinfonie Beethovens. So spielen es auch gut eingepaunte Klavierdilettanten, Ton für Ton, nicht ohne Feinheit und größere dynamische Unterscheidungen, doch ohne Gestaltung der Formelemente. Eine Hauptkunst von Nikisch sind die frapierenden Zeitmaßwechsel zwischen größeren Abschnitten, beispielsweise in dem auf jenes Stückchen folgenden Menuett; diese gegenwärtig beliebte Art, ein Werk darzulegen, ist freilich keine Entschädigung für einen Mangel an Klarlegung seines Aufbaues. — Daß Teresa Carreno zu den ernstest zu nehmenden Pianistinnen gehört, wissen wir; daß wir uns zum Teil ihrer Vortragsweise auch noch eine innigere denken können, sei kurz erwähnt; daß sie uns neulich einen Rubinstein brachte (Klavierkonzert D-moll), freute uns, da für diesen Komponisten immer noch manches gethan werden kann.

Im Dezember 1900 hatten die Wagner-Vereine Berlin-Potsdam, deren Konzerte sich bemühen, wirklich bahnbrechend zu wirken, S. v. Hauseggers „Barbarossa“ mit Erfolg aufgeführt. Nun kamen die Philharmonischen und brachten ihn als eine für ihr Unternehmen erstmalige Aufführung, zum Glück ohne die damalige überwagnerianische Erläuterung. Was wir bei jener Gelegenheit ausführlich gesagt hatten, können wir jetzt mit gutem Gewissen bestätigen. Hausegger ist ein gemachter Mann. Und wenn Andere so weit sein werden, wird sich ja wohl auch die Leitung der Philharmonischen ihrer annehmen. — sz.

Wörterkunde.

— Die Rückständigkeit der Bewohner der Gebirge des östlichen Kentucky (Nordamerika) schildert Ellen Churchill Semple im „Geogr. Journal“ für Juni d. J. Die dortigen Gebirge — Alleghany und Cumberland — werden von den Eisenbahnen gemieden, und weder schiffbare Flüsse noch Chausseen vermitteln den Verkehr mit der Außenwelt. So konnten sich die alten Einwanderer des 18. Jahrhunderts ihre Eigenart bewahren, und so gingen an ihnen die Zeiten rapider Entwicklung fast spurlos vorüber, die für die Union so charakteristisch sind. Aber nicht nur die Gegend als Ganzes gleicht einer von Weltverlehe nicht berührten Insel, auch die einzelnen Niederlassungen haben wenig Beziehungen zu einander, und es giebt viele Leute, namentlich Frauen, die weiter als wenige Meilen über ihre Wohnstätte nicht hinausgekommen sind. Eine Folge davon sind die Heiraten innerhalb weniger Familien; so erzählte ein Ansiedler Miss Semple, daß von den 90 Kindern der Schule des Distrikts nur 5 nicht seine Verwandten wären. Fast alle sind Engländer, Schotten oder Iren, und nur selten begegnet man einem französisch oder deutschen Namen, ebensovienig Negern. Die Rasse ist begreiflicherweise degeneriert, zumal die Männer dem Schnapsgeheim sehr ergeben sind; doch ist die Fruchtbarkeit der Frauen sehr groß und 10 bis 15 Kinder sind keine Seltenheit, obwohl die Frauen schon zwischen 12 und 15, die Männer zwischen 17 und 20 Jahren heiraten. Ein zwanzig-jähriges Mädchen gilt nicht mehr als heiratsfähig. Auf der Frau ruht die größte Arbeitslast, und sie altert früh. Die Moral beider Geschlechter nach der Heirat läßt viel zu wünschen übrig. Die Häuser sind meist fensterlos, roh gebaut und nur einräumig, das meiste Hausgerät wird in der Familie selbst verfertigt. Getreidebau und Viehzucht dienen nur dem eignen Bedarf. Auswanderung findet kaum statt, und wer wirklich einmal in die Welt, d. h. in die Ebene gewandert ist, sieht sich dort umgeholfen und nicht wohl und kehrt bald in seine geliebten Berge zurück. Schulen und Schulbildung stehen auf einem sehr niedrigen Niveau, und die Besetzung der Frauen wird wenig beachtet. Es herrscht Untrache und Selbsthilfe, und feindliche Familien liefern einander förmliche Gesechte in ihren jahrelangen Fehden. Die Leute sind zwar sehr religiös, richten ihr Leben aber wenig nach den Geboten der Religion ein. Zur Erlegung des Kleinwidders bedient man sich des Bogens und Pfeils, da man mit Pulver und Blei sparsam umgehen muß. Die Sprache ist die des Elisabethischen Zeitalters; auch sie ist in der Entwicklung stehen geblieben, zumal noch heute 80 Prozent der Frauen über 25 und der Männer über 40 Jahre nicht lesen und schreiben können. Die alten schottischen und englischen Balladen sind noch bekannt, der Inhalt mancher erinnert an Chaucer, und die vor 300

Jahren in England populäre Ballade „Barbara Allen“ ist noch in verschiedenen Grafschaften populär. Nach Analogie dieser alten poetischen Denkmäler sind auch neue Balladen, sehr lang und romantischen oder heroischen Inhalts, im Lande entstanden, z. B. eine von 52 Stangen, die die Thaten zweier Generale aus dem Bürgerkriege besingt. Das Gedächtnis für solche Dichtungen ist erstaunlich. — („Stobus“.)

Geographisches.

— Rausen und Payer. Einen Gegenstand der eifrigen Diskussion bildete seiner Zeit die Erklärung Rausens, daß die von Payer auf der östreichischen Nordpol-Expedition entworfene Karte in manchen Teilen unwichtig sei, da er manche Angaben von Landstrecken nicht habe auffinden können. Jetzt hat, wie das „Wiener Fremdenblatt“ meldet, der Astronom Geelmuyden auf Grund umfassender Berechnungen festgestellt, daß die höchste von Rausen erreichte Breite nicht 86 Grad 14 Minuten betragen habe, wie Rausen angenommen, sondern nur 86 Grad 4 Minuten, also 10 Seemeilen weniger. Der Engländer Plumsted hat kürzlich unabhängig hiervon nachgewiesen, daß Rausen betreffs der geographischen Länge einem noch beträchtlicheren Irrtum, nämlich um 7 Grad, unterlegen ist. Die Ursache dieser falschen Berechnung Rausens beruht darauf, wie Plumsted bemerkt, daß Rausens Chronometer stehen blieb und er hierdurch in der Zeitberechnung Fehlschlüsse machte. Rausen konnte die von Payer bezeichneten Orte deshalb nicht finden, weil er sie an falscher Stelle suchte. Immerhin ist es wichtig, festzustellen, meint Plumsted, daß bis heute kein Grund vorliegt, an der Richtigkeit der von Payer skizzierten Karte zu zweifeln. —

Humoristisches.

— 'ne Zide. Ein Schulrat kommt auf seiner Visitationsreise auch in das kleine Dörfchen Z. Er ist mit der Prüfung zufrieden. Beim Hinanschaun aus dem Fenster gewahrt er die friedlich auf dem Schulhof spielende Ziege des Lehrers. Er wendet sich an einen kleinen Schüler mit der Frage: „Nun, Kleiner, kannst Du mir sagen, was das für ein Tier ist?“

„Eine Zide, Herr Schulrat.“

„Aber Kind,“ sagt der Schulrat, „Zide, das ist doch nicht richtig.“ Er wendet sich an den Nebenmann, „sage Du es mir, was ist das für ein Tier?“

„Eine Zide, Herr Schulrat.“

Der Schulrat wendet sich an den Lehrer. „Herr Lehrer, wissen die Kinder das Richtige wirklich nicht?“

Der hat erstaunt Hinansgesehen und meint lächelnd: „Aber, Herr Schulrat, es ist wirklich 'ne Zide.“ —

— Verufswahl. „Was ist eigentlich Dein Verlobter?“

„Bis jetzt ist er selbstverständlich noch gar nichts, er muß doch erst meine Mitgift ausbezahlt bekommen, ehe er sich einen Veruf wählen kann.“ — („Simpt.“)

Notizen.

— „Drei Menschen“, ein neuer Roman von Maxim Gorki, erscheint in den nächsten Tagen gleichzeitig mit der russischen Ausgabe deutsch bei Bruno Cassirer in Berlin. —

c. Der Bücherbestand des Britischen Museums in London hat die Gesamtzahl von über zwei Millionen Bänden erreicht. Es wurde berechnet, daß es in der Bibliothek über 16 000 Bände Londoner Zeitungen, etwa 47 000 Bände von Provinzzeitungen, walisische sowohl wie englische, 10 000 Bände schottischer und 9000 Bücher Zeitungen giebt. Da die jährliche Vermehrung der Zeitungen allein 1650 Bände aus England, Schottland und Wales beträgt, und da nach dem Verlagsrecht jedes in Großbritannien veröffentlichte Buch der Museumsbibliothek überwiesen wird, wird die Platzfrage auch im Britischen Museum wie in allen großen europäischen Bibliotheken in nicht zu ferne Zeit sehr dringlich werden. —

— Der einmalige unentgeltliche Besuch des Schiller-Theaters wird Charlottenburger Gemeindeführern der oberen Klassen in diesem Winter aus städtischen Mitteln ermöglicht werden. Als Besuchstage sind der 13. und 16. November und als erstes Stück Schillers „Tell“ in Aussicht genommen worden. —

— Paul Heykes Drama „Maria von Magdala“ erzielte bei der Uraufführung am Stadttheater zu Bremen einen starken Erfolg. —

— Der zweite Sinfonie-Abend der Königl. Kapelle am 18. Oktober bringt Liszt's Verg-Sinfonie zur Aufführung; Felix Weingartner dirigiert. —

— Die hohe Messe (in H-moll) von Johann Sebastian Bach gelangt am 21. Oktober in der Philharmonie durch den Philharmonischen Chor zur Aufführung. —

— In Wahrenth will man fortan bis zum Ablauf der gesetzlichen Schutzfrist die Werke Richard Wagners jährlich spielen; ferner soll, der Münchener Konkurrenz halber, die Saison später beginnen und bis Ende September verlängert werden. —

— An der Universität Freiburg i. B. wird ein tierhygienisches Institut errichtet; die Stadt leistet einen Kostenbeitrag von 51 330 M. —